

Wladimir Romanowitsch.

Eine Skizze aus dem russisch-japanischen Kriege von Gregor Weinstock.

In die weiten Steppen von Kaschau war endlich doch der Sommer eingezogen. Auch wenn man weiter herunter kam in der Richtung auf Pajefotoma, Chabarowsk und Petrowstaja leuchtete und glühte die Sonne. Die andauernde trafen Anstalten, die bürstige Ernte in Sicherheit zu bringen. Es wurden dazu alle Hände gebraucht und auch Wladimir Romanowitsch mußte mehr arbeiten, als ihm lieb war und ihm dienlich erschten. Gar manchmal fehlte er sich nach den kurzen Wintertagen zurück, die er auf der Ofenbank verbracht hatte. Da hatte er langgestreckt gelegen und theilnahmlos in die Stuth geblinzelt, die zwei Holzstücke verbrannten, die in das Feuer des Herdes geworfen worden waren.

Wenn er jetzt des Abends todtmüde nach Hause kam und sich in die Bettlade nach, träumte er wohl von seinen Soldatenjahren: er sah sich in der schmutzigen Uniform der Sibir-Schützen, er erinnerte sich, als er vor der Zitadelle Posten stand, er gedachte der Herrlichkeiten der Butterwoche, — vorbei, alles vorbei! Hier in diesem elenden Robotniker - Nest hatte er allerdings die paar Garnisonskassen, die an ihm hängen geblieben waren, längst wieder abgetrennt. Er lebte dahin — gleichgültig, unbekümmert darum, was der nächste Tag bringen werde.

Als er sich Morgens fertig machte, um zur Arbeit zu gehen, kam es ihm so vor, als ob sich hinter dem Fenster an jener Stelle, an welcher sich das gebliebene Papier von dem Rest des Glases abgelöst hatte, schwarze Gestalten ergötten, die sich der Hütte näherten. Seit unbestimmt, dann klarer, scharf umrissener. „Tschort pobjeri“ (hol' mich der Teufel), schrie Wladimir. „Das scheinen wirklich und wahrhaftig Kosaken zu sein. Wahrscheinlich wollen diese Hundeshöhne Steuern oder Abgaben einreiben. — aber ich werde es ihnen geben, ordentlich werde ich es ihnen geben.“

Er stülpte sich seine Lammfellmütze auf den Kopf und trat in die Hausthür, die er mit seinem breiten Rücken gerade ausfüllte. Er betrachtete mit dem Handrücken seine Augen und sah jetzt ganz deutlich, daß es zwei Kosaken waren, die gerade auf seine Hütte losprengten.

„Wladimir Romanowitsch,“ rief der eine, als sie in Hörweite gelangt waren.

„Bin ich,“ gab Wladimir zurück, ohne sich vom Fleck zu rühren.

„Reservist im dritten Sibir-Schützen-Regiment?“ forschte der Kosak weiter.

„Wird stimmen,“ bestätigte Wladimir.

„Dann ist alles richtig,“ der Kosak lenkte sein Pferd so dicht an Wladimir, daß sein Pferd die Bluse berührte und zog ein Papier aus der Uniform, das er Wladimir überreichte. „Hier nimm! Wäterchen, unser allergnädigster Zar, hat zu befehlen geruht, Dich zum 20. dieses Monats wieder zu den glorreichen Fahnen jenes Schützen-Regiments einzuberufen, damit du hilfst, die japanischen Barbaren zu vernichten.“

Wladimir nahm die Einberufungsorder, warf einen Blick hinein und rief den abretenden Kosaken ein Schimpfwort nach. Also zu seinem Regiment mußte er wieder, und zwar ohne Säumen, denn der Termin und unmitttelbar vor der Thür. Da die Kosaken die Richtung nach dem Dorfe einschlugen, konnte er sich schon denken, daß auch die anderen ausgeübten Soldaten gleiche Befehle erhalten würden. Da war das Dorf von der männlichen arbeitstüchtigen Bevölkerung beinahe entblößt — „nitschewo“, da mußten die Weiber sehen, wie sie allein mit dem Einbringen der Ernte fertig wurden.

In der Stadt herrschte reges militärisches Leben und Treiben, denn die Einkleidung und Ausrüstung der Reserven mußte mit beschleunigter Eile betrieben werden. Ehe die Truppen in die Manschurei befördert wurden, gab's noch eine große Parade, die Einsegnung der Soldaten, das Verteilen von wunderkräftigen Heiligenbildern. Dann eine lange Eisenbahnfahrt, bemerkliche Märsche unter harten Entbehrungen. Endlich Einrücken in die Front. Das dritte Sibir-Schützen-Regiment erhielt Befehl, die rechte Flanke zu decken, das zweite Bataillon bezog Vorpostenstellung, die achte Compagnie wurde in die Laufgräben geschickt.

Die Leute froren und hüllten sich dicht in ihre Mäntel. Feuer durfte nicht angezündet werden, und in den Gräben stand das Wasser fufhoch. „Schlechtes Geschäft das“, knurrte Wladimir, „habt Ihr denn immer halb im Wasser liegen müssen?“ fragte er seinen Nachbarn, einen Kameraden von der Linie.

„Is ist noch nicht das Schlimmste“, meinte dieser, „auf dem Rückzuge ging's noch ganz anders her.“

„Auf dem Rückzuge?“ staunte Wladimir, „Tschort pobjeri, haben sich denn Teile der glorreichen russischen Armee zurückziehen müssen?“

„Das ist doch schon einen Monat her, erwiderte der Andere, da warst Du doch noch in Deiner Heimath. Habt Ihr denn noch nichts gehört von der großen Schlacht, in der uns die Uebermacht der Feinde zurückdrängte?“

Wladimir schüttelte den Kopf: „Wir haben nur gehört, daß wir immer siegreich vorbringen und daß die japanischen Barbaren ihren Vorwärt, Wäterchen Zar beleibigt zu haben, schwer werden büßen müssen.“

„Man hat Euch betrogen“, erklärte der Andere, „wie denn in Rußland alles Lug und Trug ist!“

„Du“, meinte Wladimir, „sei nicht so unvorsichtig, wenn Jemand Dein respektvolles Gerede hört, kann Dir's Kopf und Kragen kosten.“

„Paß“, machte der Andere verächtlich, „was mir schon daran liegt, ob man hierbom Tpphus gepackt wird, ob uns eine Japanerugel den Garauß macht oder ob man in Schlüsselburg am Galgen baumelt; das ist Alles ein.“

Wladimir verzichtete auf eine Entgegnung. Hätte ihm auch gerade gefehlt, sich mit diesem Fabrikproleten aus Lody in ein politisches Gespräch einzulassen hier angeht's nicht japanischen Hundeshöhne, von denen allerdings vorläufig weder etwas zu sehen noch zu hören war.

Nichts zu sehen? Wladimir strengte seine Augen an: war es ihm doch gewesen, als ob die Strahlen der untergehenden Sonne vom Bergabhang gegenüber einen blühenden Schein in's Gesicht geworfen hätten. Da kam noch einer und dann . . . ah, da tauchten ja ganze Reihen von Bajonetten auf, deren jedes im Sonnenschein blinkte und glühterte.

„Du — Wladimir stieß seinen Kameraden an —, da drüben ist was los. Ich glaube, die Japaner rücken an.“

„Nitschewo“, meinte der Andere gleichmüthig, „ob man hier zum Henter geht oder zu Haus, ob man . . .“

Ein Fußtritt war die Antwort. „Ruhe jetzt“, herrschte Wladimir den kleinen Linienjungen an, „auf zurück und melde, daß der Feind in der Nähe ist.“

Der Kleine war auch sofort auf den Beinen. „Bin ja schon unterwegs“, murmelte er. „Du brauch Deine Baurenmanieren hier gar nicht so herauszustellen. Ihr Flegel aus dem Süben seid immer gleich so groß. Und dabei seid Ihr doch von gewaltiger Dummheit —“, er war aus dem Graben gestochen und schleppte seinen Schießprügel am Riemen hinterdrein. Dann verschwand er hinter der Bergkoppe in der Richtung auf die nächste Feldwache.

Wladimir Romanowitsch hockte allein im Graben, sein Gewehr im Anschlag. Er loderte den Patronengürtel. . . „Zwanzig Stück“, zählte er, wenn's gut geht, kann ich zwanzig japanische Heiden von dieser Erde hinwegbefördern.“

Die Sonne war hinter den Bergen verschwunden. Da noch ein Erglänzen der Wolken, dort noch ein Aufzucken rötlich — weissen Lichtes. Die Dämmerung, die Nacht brach schnell herein. Drüben regte sich nichts. Hin und wieder prasselte ein Stein die Bergabhänge hinunter, dann war Alles ruhig.

Wladimir legte sich seine paar Gedanken bei dieser unheimlichen Stille folgerichtig zurecht. Er war in erster Linie kaiserlich russischer Soldat, das ist richtig. Dann aber händler er doch jetzt auf seinem Gürtchen bei Petrowstaja die Ernte bergen müssen. Wäterchen Zar hatte das anders bestimmt: er mußte seine Werk Land im Stich lassen, die Ernte auch, und Japaner — diese Satans — todsichigen. Eigentlich gingen ihn diese Hundeshöhne nichts an, er wußte gar nicht, wie so ein Kerl ausseh, aber er, Wladimir Romanowitsch, Reservist im dritten Sibir-Schützen-Regiment, er würde es diesen Hallanten und Spitzbuben schon zeigen.

Da kitzelte eine Seitengewehrspitze hinter ihm.

„He, nimm Dich in Acht!“ fuhr Wladimir auf.

„Beruhige Dich schon,“ rief ihm der Anführer zu, „ich bin ja Deine Hälfte des Doppelpotens.“

„Ach so“, meinte Wladimir und trümmte sich wieder in seinen Erdwall. „Du Fabrikarbeiter von Lody bist wieder da? Hast Du Alles gemeldet, hast Du Alles gesagt . . .?“

„Nja krewo“, das habe ich, aber sie glauben's nicht. Die haben ihre Karte vor und da heißt es: Hier, durch diesen Paß kommen sie nicht, hier diese Berge können sie nicht überklettern. Diesen Jalu-Fluß werden sie nicht passieren — und weißt Du was geschehen ist?“

„Nie“, meinte Wladimir ganz verwundert.

„Siehst“, erklärte ihm sein Kamerad, „und trotzdem haben diese Barbaren den Paß forjirt, die Berge überstiegen, den Fluß überschritten.“

Wladimir Romanowitsch geriet in Erregung. „Was?“ rief er lauter, als es in der Vorpostenlinie erlaubt war, „das haben diese Kerle Les gemacht. Das nimmt jetzt ein Ende. Ich, Wladimir Romanowitsch aus . . .“

Klatz, klatz, klatz —

„Was zum Henter, was ist das?“ unterbrach er seine Männerrede.

„Dud' dich, Freundchen,“ rief sein Kamerad. „Da sieh' . . .“

men auf, ein Blitz reichte sich an den anderen, eine Salve löste die andere ab.

Klatz — das Ding piff in den Erdwall und sprühte den Sand hoch auf, Wladimir wurde ganz damit überhäutet.

Ihr Hunde jetzt, ihr Hundeshöhne, und Wladimir knallte seine zwanzig Patronen hinaus. Und zwanzig knallten noch neben ihm — der Fabrikarbeiter aus Lody hatte auch geschossen.

Klatz, klatz, klatz . . .

Da kamen von unten geschlossene Reihen, erst vereinzelt, dann dichter und immer dichter. Und die Artillerie . . .

Eine Granate nach der anderen.

Wenn Du klug bist,“ rief der Fabrikarbeiter, „kommst Du mit zurück. Am Ende werden wir hier noch abgemurrt.“

„Ich, Wladimir Romanowitsch,“ deklamierte der Reservist, „ich stehe hier, und die Japaner . . .“

Da floß wieder ein solch glühendes Granatenbild durch die Luft . . .

„Ich stehe hier, und die Japaner . . .“ Wladimir Romanowitsch vermochte nicht mehr auszurefen. Ein Splitter hatte seine Hand erfaßt.

„Geben wir,“ — stimmte der Andere zu.

Damit wurde der erste Laufgraben geräumt — in den nächsten liefen die Feinde auf erheblichen Widerstand auch nicht mehr.

Die gehorsamen Studenten.

Es war in den ersten Jahren nach den Befreiungskriegen, zur Zeit jener Congresse, auf denen die Fürsten Europas zusammenkamen, um persönlich die Streitfragen der durch die Erscheinung Napoleons so sehr in Unordnung gerathenen Politik zu erledigen. Niemals zuvor hatte es an den deutschen Höfen ein so reges Leben, so zahlreiche Besuche getränkter Haupter gegeben. So geschah es, daß eines Tages Kaiser Alexander von Rußland auch nach Weimar kam. Bei der Tafel geriet das Gespräch auf Jena und der Zar äußerte den lebhaften Wunsch, die Jenerer Studentenschaft, von der er schon so Manches gehört hatte, einmal beisammen zu sehen. Als aber der Großherzog Karl August seine Zweifel über verlässliche dahingehenden Vorschläge äußerte, meinte der Zar, der Großherzog sollte einfach befehlen lassen, daß die Studenten Palster besten müßten, wenn er mit seinem Kest nach Jena käme. Karl August lächelte bei diesen Worten ganz merklich aber bald darauf sprengte wirklich ein Kurier mit einer eigenhändigen Order des Großherzogs an den Rektor nach Jena. Am folgenden Tage fand dann der interessante Besuch statt. Der Großherzog und der Zar kamen in einer offenen Jagdlolele und ehe sie noch in Jena einfuhren, hatten sie schon das Vergnügen, die Studenten zu sehen. In langen Reihen standen sie links und rechts von der Straße, die dreifarbenen Bänder um die Brust, das bunte Cererisfäppchen auf dem Kopf u. die lange Pfeife im Munde. So zahlreich waren sie erschienen, daß der Zar die Ueberzeugung erhielt, nicht ein einziger habe den Befehl unbeachtet gelassen, und erfreut wandte er sich zu dem Großherzog: „Da wird nun so viel von dem unruhigen Geist der atabemischen Jugend in Deutschland geredet,“ sagte er. „Mehr Gehorsam würde ich aber auch in Rußland nicht finden.“ Worauf Karl August, während er ein Blatt Papier aus der Brusttasche zog, wieder merklich lächelte. „Wollen Sie jetzt den Wortlaut meines Befehls kennen lernen, Eure?“ fragte er. „Hier ist eine Abschrift der Order, die ich dem Rektor mit dem Bedenken zugehen ließ, sie sofort im schwarzen Brett anzukleben.“ Der Kaiser entfaltete das Blatt und las das Folgende: „Dem morgen Se. K. Hoheit der Großherzog mit seinem erhabenen Gast Kaiser Alexander von Rußland in den Nachmittagsstunden Jena passiren wird, so wird hiermit auf ausdrücklichen Befehl Sr. K. Hoheit des Großherzogs jedem Studierenden auf das strengste verboten, sich an der Straße, welche die hohen Reisenden passieren werden, zu zeigen.“ Der Zar zeigte natürlich kein geringes Erstaunen, als er diesen Befehl gelesen hatte, Karl August aber lächelte wieder und sagte: „Ja, ja, Eure. Sie sehen, daß ich meine Pappenheimer kenne.“

Deutsche Sänger einst und jetzt.

Während sich heutzutage die deutschen Sänger allgemeiner Anerkennung erfreuen und nicht wenige von ihnen Welttruf genießen, waren sie in früheren Zeiten geradezu verächtlich und der Gegenstand der schärfsten Angriffe. So sagt Johann der Diakon im 9. Jahrhundert von den deutschen Sängern: „Die süße Gesangsweise haben sie zu lernen sich abgemüht, aber wegen angeborner Wildheit nicht rein erhalten können. Nämlich: groß an Leib wie Berge, donnert auch ihre Stimme hochbrausend daher, kann also nicht in süßen Gesänge ertönen; und wenn die barbarische Rohheit ihrer durstigen Kehle den Gesang durch Uebergänge und Nachhall zu verschleifen bemüht ist, so kößt sie die harten Töne mit ganz eigenem Geprassel heraus, fast wie ein Laßwagen, der über die Steine rassel, so daß Ohr und Gefühl, statt sanft bewegt, erschreckt und erschüttert werden.“

Wer oben auf ist, glaubt immer an das Recht des Stärkeren.

Wie Toni zu seiner Kuni kam.

Humoreske von Th. Säuber.

Seit Jahr und Tag lebte der Waldmosebauer mit seinem Nachbar, dem reichen Hadt, in bitterer Feindschaft. Das kam von einem Grenzstreit her; Waldmose behauptete einmal plötzlich, daß Hadt's Feldweg über seinen eigenen Boden führe, also ihm gehöre. Das wollte der andere natürlich nicht zugeben und so begann denn ein erbittertes Streiten und Prozessiren.

Aber auch privatim thaten sie einander alle möglichen „Poffen“ an, die zuweilen sogar auch die Heiterkeit der Dorfbewohner erregten, denn die auf den beiden Höfen bediensteten Knechte und Mägde sorgten schon dafür, daß die biedereren Markersdorfer von allem, was da geschah, Kunde erhielten. So wußten sie von der todtten Senne, die eines Morgens auf Waldmose's Kammerfenster gelegen hatte, als keineswegs angenehm bühnender Feindschaftsgruß; sie erfuhren auch von den vielen todtten Ratten und Mäusen, mit welchen wieder einmal Hadt's Schwelle bestreut war, und von dem „Spiz“, dem Hunde Waldmose's, der mit einem bunten Flederwanne und einer Karrenlatte angethan, daher gesprungen kam.

So und ähnlich ging es weiter — zum Ergöhen der Unbetheiligten.

An einem wunderbaren Frühlingmorgen — die Sonne war eben erst aufgegangen — spazierte der Waldmose auf seinen Feldern herum, um nach Getreide zu sehen. Dabei kam er auch zu dem strittigen Grenzweg.

„Kreuz satra“ rief er plötzlich und rief die kleinen Augen weit auf.

Denn hier, quer über den Weg stand eine sonderbare, riesengroße Gestalt, einer Vogel- oder Wildschweine ähnlich, die ein gemaltes Gesicht hatte. Das heißt, ein rund geschnittenes Papier war in primitiver Weise mit Augen, Mund und Nase versehen und auf ein gleich rundes Holzstück geklebt worden. Offenbar sollte diese Artlich eine komische Nebenlist mit dem Waldmose aufweisen, denn es zeigte denselben breiten, etwas schiefen Mund und denselben Schnitt des Badenbarts. Mehr als alles verrieth die absichtliche Stellung des künstlichen Mannes, wen er darstellte. Die Beine waren weit ausgepreizt und aus Hopfenstangen gebildet. Einer der langen Bohnenstangen-Arme war nach der Hadt'schen Seite hin ausgestreckt, zwischen den Holzstöcken, die Hand und Finger vortellen sollten, steckte ein auf Pappe geklebter weißer Papierbogen, worauf in wahrhaft riesigen Buchstaben geschrieben stand: „Mein Visenthum.“ Die andere Hand hielt einen derben Knüttel drohend empor, wie zum Dreinhalten bereit. Das ungeschlachte Ding war übrigens auch mit Hofe, Jade und Nüße besetzt.

Waldmose betrachtete es lange mit Ingrim.

„Na, wari nur, Hadt, dafür thu i Dir a wari an Schabernad an . . . aber was für an?“

Und den ganzen Tag noch dachte er vergeblich nach.

Erst am Abend, als er beim Nachtmahl saß und einen Teller voll fettschmalzener Knödel und Sauerkraut und dem dazu gehörigen „G'felchen“ verzehrte, blühte ein Gedanke in ihm auf, daß er plötzlich von Schemel schnelte und ohne Rücksicht auf das Knödelstück im Munde laut ausrief: „Ich hab's! Ja, dös thu i!“

Die Kuni, seine zwanzigjährige Tochter, ein feines, wahrhaftiges „Dianbl“, das seit dem Tode der Waldmose'stöckerin der großen Wirtschaft wacker vorstand, kam von der Herdplatte, worauf sie den die Milchschüssel zum Aufwärmen aufstellte, an den Tisch zum Vater und fragte neugierig: „Was hast, Boda, was willst thun?“

„Ab, nix,“ brummte der Vater und stopfte ihn doppelt so große Bissen als vorher in den Mund, um bald fertig zu werden mit dem Essen.

Und als er den Knödel mit dem „G'felchen“ den Garauß gemacht hatte, sprang er, noch mit dem letzten Bissen im Munde aus, ergriff seine Nüße und trabte zur Thür hinaus.

Die Kuni folgte ihm bis auf den Flurraum nach.

„Jest“, was is nur mit 'm Boda los!“ murmelte sie kopfschüttelnd. „Sollt' er ega was g'merk ham?“

Der Waldmose aber begab sich durch das Scheunenthor auf das Feld und schlich im Abenddunkel zur Grenze hin, wo seine und Hadt's Acker aneinander stießen.

Ringsum herrschte tiefe Einsamkeit, nächtliche Stille.

Der Mond war noch nicht aufgegangen, aber die Sterne schimmerten am dunklen Himmel und goßen ihr bleiches Licht über die friedlichen Gefilde, über Thäler und Berge aus.

Doch dem Waldmose war ganz und gar nicht friedlich zu Sinn — im Gegentheil, seine Gedanken beschäftigten sich angelegentlich damit, einem Menschen Acker zu bereiten.

Jetzt blickte er sich nach allen Seiten um, ob es rathsam war, den feindlichen Boden zu betreten — er „sicherle“, wie es in der Jägerprache heißt.

So schlich er mit leisen Sohlen, einer Stange gleich, zu dem mit Gefüß bewachsenen Felsrain hin, der einen Rücken von Hosenfell trennte.

„Da war's!“ murmelte er. Da bel der Nachbar früher immer Markersdorfer auf'stellt g'habt . . . Ob's jet a no da is?“

Und vorsichtig, r: i g'läumtem

Rücken schlich er auf dem Blah herum und suchte die Falle.

Richtig! Da neben der Hagedornheide befand sie sich.

„Na wari,“ dachte der Bauer schadenfroh, „heute sollst amol was turioses fangen. . . dös is für die Vogel-scheuch'n.“

Er schlich sich nun wieder über die Felber seinem Hause zu.

Dort angekommen, stieg er auf den Hausboden, suchte in der Kumpellammer mit der röhsten Anstrengung seiner Sehnerwen — nur die Sterne leuchteten ihm zur Dachlute herein — einige alte Lumpen zusammen und formte daraus eine Art Puppe.

Diese trug er zur Düngergrube und parfümierte sie dort gedrig.

Eine Stunde später, als im Hof die Dienstkute schon schliefen, brachte er die Lumpenpuppe zu dem Gefangenen des Nachbars.

„Behufsam legte er sie hinein. Doch lange nicht vorsichtig genug: Knapp! schlug die Falle zusammen und Waldmose's Hand war gefangen und empfindlich verlegt.“

„Verfluchtes Eisen!“ schimpfte er, während er sich zu befreien suchte, was aber mit der einzigen Hand nicht gelang. „Wie dös weh thut! Gar net zum Aushalten. . . Kreuz satra! was soll ich nur machen?“

Ja, es war eine verzwidete Situation. Und er konnte sich nicht helfen, der gefangene Bauer. Sollte er rufen, damit Jemand kam? Das war wohl das einzige, was ihm Befreiung brachte.

Aber wenn man ihn dann in der fatalen Lage erblickte! Das gab den Markersdorfer wieder etwas zu lächen. Der Spott dann! Nein, das wär so schrecklich gewesen. Er mußte doch sehen, daß er allein loskam.

Alles vergeblich. Das vermnüschte Eisen war und blieb zugeschnappt und es war auch fest in den Erdboden eingegraben.

„Jest is 's aber net mehr zum Aushalten!“ seufzte er und schickte sich widerwillig zwar, an um Hilfe zu rufen.

Da drang halblauter Gesang aus männlicher Kehle an sein Ohr. „Iwa Sternberlin am Himmel, Die leuchten so schön, Wenn ich zu mein'm Dirndl Ganz hamlich thu geh'n.“

Und bei meiner Kuni, Da bin ich so gern, Ich mödt' i weg'n ihr'm Blondhaar A Spinnabell wer'n.“

Waldmose lauchte athemlos. Was sang der Burche dort?

„Und bei meiner Kuni — So hieß sonst im Orte Niemand, als seine Tochter. Und die Singstimme kam ihm so bekannt vor, sie klang wie die des Hadt-Toni.“

Hatte der nicht vor einigen Wochen auf der Huber'schen Hochzeit fortwährend mit der Kuni getanzt? Und das hatte ihn, Waldmose, schließich so sehr g'gert, daß er sein Müdel kurzweg beim Arm gepackt und gebrummt hatte:

„Wannst mit dem da immer tanzt, so is's aus, wir geh'n z'haus.“

Und trotz Kuni's dringender Bitten hatte er mit ihr den Hochzeitsball verlassen.

Konnten die beiden nicht hinter seinem Rücken ein Liebesverhältniß angeknüpelt haben?

Der fangesreubige Burche war in dessen näher gekommen, Waldmose konnte ihn, da der Mond bereits aufgegangen war, erkennen. Freilich war's der Toni, der Sohn seines Erzfeindes. Und er strebte der Grenze zu. Gewiß wollte er „sensterln“.

Die eingeklemmte Hand schmerzte unerträglich am Ende kam vielleicht gar der Brand hinein — Waldmose alaubte schon ohnmächtig zu werden. Und so rief er denn laut und angstvoll: „Toni — Toni!“

Augenblicklich wandte der junge Mann'sch um und schlug die Richtung ein, aus welcher der Ruf kam.

„Da, Toni . . . schnell, schnell!“

Mit einigen Schritten war der so dringlich Gerufenen beim Waldmose. Und kaum hatte er dessen Situation erfahrt, brach er in ein Lachen aus.

„Na, wie is denn das g'scheh'n?“

„Ab, verfluchtes Zeug! Ich bin halt g'fangen . . . Ich mi schnell auffi aus dem niederrückigen Eisen. . . Ich bin scho halbtodt vor Schmerz —“

„Das is freilich a seltsamer Fuchs, der sich da drin g'fangen hat. . . wenn den mi Boda segat —“

„Toni — um Gotteswillen mach mi los, ich bit' Dich gar schön. . . Verlangen tannst von mir, was Du willst, aber sag' tan Menschen was von dem satfrischen G'schicht. . . Gest, Toni, mir zwa hoben ja nix mitanand —“

„Wie der herr Nachbar eht auf einmal so verhöhnlich is zu mir. . . Damals, auf dem Huberhochzeitsball war das Gegenheil der Fall —“

„Mußt nei d'ran denke, Toni — schau, a quada Mensch rächt sich nei, her hist sogar sein'm Feind. . . Geh' hilf mir g'schwind daß ich loskomm.“

„Ach, den „Wnter!“ da habst Ihr mein' Boda in d' Fellen thun wollen — ja, so is: Wer Andern eine Grube gräbt, der fällt oft selbst hinein. . . Aber Euer Versprechen müßt's halten, Nachbar.“

„Versteh sich: Ein Mann ein Wort. Bist ja a braver, lüchtiger Bua war' kuml' soll' ich Dich net zum Schwiegersohn mögen. . . Aber was wird Dei Boda dazu sagen?“

„Ach, der wird schon ja sagen.“

Der beglückte Toni legte dem künftigen Schwiegervater Verzeichnisse auf die Wunde an der Hand und verband sie mit seinem Taschentuch. Dann schritten die Männer einträchtig über das Feld.

„Hast wohl fensterln wollen, Du Malefizbua?“

„Freilich. . . und wist's was, Herr Schwiegervater: jetzt gehen wir zu Euch und sagen's der Kuni —“

„Na, wegen meiner.“

Still und dunkel lag der Waldmosehof da, das Gefinde schlief den Schlaf des Gerechten. Aber die blonde Kuni stand noch an ihrem Kammerfenster und spähte in den mondüberglänzten Garten hinaus.

„Ob er heut' kommt?“ flüsterte sie. Da vernahm sie ein Knarren der Thüre und schwere Tritte. Erschreckt zündete sie ein Taglicht an und ging in den Flurr.

Und hier erblickte sie den heimlich Geliebten neben ihrem Vater — beinahe ließ sie die Kerze fallen vor Staunen. Hatte der Vater den Toni ertappt?

Ihr Staunen erreichte noch einen höheren Grad, als jetzt der junge Mann sie ungenirt umschlang.

„Der Vater weiß Alles,“ flüsterte er ihr glückstrahlend zu.

Da schmiegte sie sich an des Liebsten Brust.

Waldmose trat in die Stube, nahm einen Krug vom Bordtisch und stieg in den Keller, um Wein zu holen zur nächtlichen Verlobungsfeier.

Der große Salzsee.

Das „Tobte Meer Ameritas“ scheint allmählich austrocknen zu sollen nach den Angaben, die die Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik beibringt, ist der Spiegel des Sees von Ende 1886 bis Ende 1902, also in einem Zeitraum von 16 Jahren, um 11 1/2 Fuß, also durchschnittlich im Jahre um 22 Centimeter gefallen. Betrachtet man die Messungen der letzten drei Jahre allein, so findet man, daß der jährliche Wasserverlust noch größer geworden ist und jetzt 30 Centimeter im Jahre beträgt. Wenn dieses stetige Sinken anhält, so wird der See in 40 Jahren eine trodene Salzwohse sein; denn das Wasser im nördlichen Arm, der als der tiefste gilt, ist nicht tiefer als 40 Fuß. Das es sich hier um einen Vorgang handelt, der nicht erst während der Zeit der Vefieldung durch die Weihen eingeleitet hat, geht daraus hervor, daß die geologische Durchforschung der neun bergigen Inseln im See und der Ufer alte Wassermarken 600 Fuß höher als der jetzige Spiegel bürft, so heißt es in dem genannten Blatt, für die Gegenwart — neben der Wirkung starker Verdunstung, die das Maß der Wasserzufuhr überschreitet — in der Entnahme des Wassers für landwirtschaftliche Zwecke die Hauptursache des bedächtig sinken des Wasserspiegels zu suchen sein.

Als Brigham Young und seine Gefährten im Jahre 1847 im Lande, das heute den Namen Utah führt, erschienen, fanden sie den Boden kulturfähig vor, doch es fehlte überall an Wasser. Farmen wurden errichtet und Bewässerungskanal gebaut, die alle der Große Salzsee speiste. Bis zum Jahre 1880 wurde diese Bewässerung in seinem allzu großen Maßstabe betrieben, und der Wasserstand des Sees wies in dieser Zeit nur die gewöhnlichen Schwankungen auf; jedoch nach dem Jahre 1880 wurde zur Befriedung der umliegenden Farmen so viel Wasser entnommen, daß selbst in dem regenreichen Jahre 1886 das Niveau um 3/2 Fuß sank. Im Jahre 1889 wurden auf diese Weise 609 Quadratmeilen Ackerboden bewässert, und man plant jetzt noch eine neue, viel größere Bewässerungsanlage. Außerdem wird schon heute die Bewässerung des ganzen lithathales von den Zuflüssen des Großen Salzsees besorgt. Die größten dieser Flüsse sind der Jordan der Weber- und der Barfüß. Außer diesen Wasserläufen werden noch die kleineren Flüsse und Bäche zur Befriedung herangezogen, in der Weise, daß ihr ganzes Wasser auf die Felber geleitet wird. Wenn also die Bewässerung des Ackerbodens in der bisherigen oder gar noch in verstärkter Weise fortgesetzt wird, so wird der Große Salzsee, eines der größten Binnengewässer der Erde, in weniger als einem Menschenalter verschwunden sein.

Annäherung.

Sachse (im Eisenbahnabteil): „Ach Sie werden giecht entschuldigen, mei' fähr verährtes knab'ges Freileinchen. . . ich merkte Sie nämlich bloß ergäben aufmerk'fam machen: Se hamm was im Auge!“ — Die Dame: „So?“ — Er: „Nämlich — so was Liebes!“